

SPIEGEL

Nr. 35

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

Maler Figge.

Erzählung von Georg Nordensvan. Deutsch von E. Stine.

(Fortschung.)
Nicht, daß sich Figge so unzertrennbar an Dina gefesselt fühlte, nein bewahrte, aber er war nicht gewohnt, auf Hindernisse zu stoßen, war nicht gewohnt, verdunkelt zu werden und das fünfte Rad an einem Wagen zu sein. Es kümmerte ihn nicht, wen Dina an sich heranzog, er war ja nicht mit ihr verlobt, aber sie sollte sich doch hüten, eine so erprobte Freundschaft wie die seine zu brechen. Nebrigens spielte sie ja blos mit Figge, sah dieser es denn nicht? Sie spielte ja mit allen und hatte es stets gethan; sie verstand es, jedem, der in die Nähe ihrer strahlenden Augen kam, den Kopf zu verdrehen. Denn schön war sie, schöner denn je. „Im Frühling werden alle Mädchen reizender,“ pflegte Figge zu sagen. Aber darum brauchte er sich ja nicht in sie zu verlieben. Ein verliebter Künstler ist wohl das unruhigste Thier der Schöpfung. Bringt nichts zuwege, verzettelt seinen Tag, seine Jahre — denn es kann auch lange dauern, das haben wir gesehen —, wird langweilig und unsicher, geht umher wie ein Gefangenwächter und bewacht seinen Gegenstand und versäumt seine Arbeiten. Und sie, könnte sie sich befriedigt fühlen in dem Bewußtsein, daß ihre Skoletterie die Ursache seiner Unruhe war? Es war Svante's Pflicht, ihr dies zu sagen.

Und das that er auch das erste Mal, da sie sich trafen. Da sagte er Alles heraus, was er auf dem Herzen hatte, ward eifrig und sagte vielleicht zu viel.

Man beginne schon die Ohren zu spüren, wirklich, man spreche in wenig passenden Ausdrücken über Fräulein Dina. Sie sei aber auch gehörig unvorsichtig gewesen, das könne sie nicht leugnen. Sie stelle sich der ganzen Welt als Zielschieße hin. Sie sei wohl gesiegt und verwöhnt und habe größere Rechte als Andere — zugegeben, aber sie mißbrauche diesen Vorzug, indem sie jeden Gelbschnabel glauben ließe, sie zeichne ihn besonders aus. Sie pflege es ja nie zu verbergen, wie gut sie von Diesem und jenem denke. Nun gut, das thue ja im Grunde genommen nichts. Er verstehe recht wohl, daß sie nicht immer genau meinte, was sie sagte, aber jedenfalls sehe sie doch wohl ein, wie wenig angenehm es sei, solche Dinge zu hören. All' dies sage er ihr in seiner Eigenschaft als alter Freund, und eben weil er sie so hochschätze, woge er, es ihr zu sagen. Sie würde sicherlich den wahren Grund erkennen, der ihm die Zunge gelöst.

Er hatte sich warm gesprochen. Dina schaute ihn mit weitoffenen Augen an, und vielleicht fand sie auch wirklich den wahren Grund heraus. Nachdem er geschlossen, daß sie da und zeichnete mit ihrem Sonnenschirm in den Sand, anscheinend nicht

wollens, ihm etwas zu erwidern, und nach einer Weile begann er, um nicht ganz stumm zu sein, von seinem Preisbilde zu sprechen.

VI.

Nach jenem furchtbaren lustigen Abend, an dem Figge so gelacht, wie er es noch nie wieder gethan, „seit sein Papa gestorben war“, wurde er immer unruhiger und nervöser. Er malte, verkrachte und zerstörte, was er fertiggebracht, und malte es wieder um. Das Bild wurde hell, gefärbt und appetitlich, aber schreckhaft und wenig durchdacht.

Er wischte den Kameraden aus und machte keinen Versuch, sich Ulf zu nähern und sich mit ihm anzusprechen.

Mitunter kam er ganz unerwarteterweise zu einem Berufsgenossen auf Besuch. So klopfte er eines Morgens um sechs Uhr an Freund Mancke's Thür. Mancke war Thiermaler, schwärzte für Hunde — er war auf dem Maskenball jene Dogge gewesen — und lebte gegenwärtig der Hoffnung, daß Figge an dem festlichen Tage die königliche Medaille erhalten werde. Für diesen Fall hatte ihm Figge im voraus ein „pikantes“ Mittagessen bei Hasselbacken versprochen.

Figge trommelte an Mancke's Thür, trat ein und sagte, was er zu Mancke stets zu sagen pflegte: „Guten Morgen, Bruder — was macht Dein Hund?“

„Dank schön! Was machst Du selbst?“ antwortete Mancke schlaftrunken.

Figge setzte sich, trank Wasser und erzählte, er habe bei Morgendämmerung eine Promenade nach Karlsberg unternommen.

„Wirst Du vielleicht irgend einem Hübschen Hund auf der Spur?“ fragte Mancke.

„Dir, ich hab' schon die Weinliste zu dem bewußten Mittagmahl zusammengestellt,“ sagte er nach einer Weile, als keine Antwort auf die Frage kam.

„Danke, Brüderchen!“ sagte Figge und verstummte wieder, bis er endlich fortfuhr:

„Weißt Du, ich habe die Absicht, in's Wasser zu springen. Wozu soll ich leben? Bin ja doch nichts werth. Adieu!“

Figge ging, und Mancke legte sich wieder nieder, ohne irgendwelche Ursache zu diesem zeitigen Besuch gefunden zu haben. Aber ebenso wenig wußte Figge eine solche.

Bisweilen kam er auch zu Sten hinauf. Doch der saß und schrieb an einem Theaterstück und war zerstreut und ungenießbar. Und da geschah's, daß sowohl Wirth als Gast in ihren eignen Gedanken

sitzen blieben, einer des anderen Gegenwart vergessend, bis Figge aufstand und Adien sagte.

An dem Tage, an welchem die Bilder in die Akademie gebracht werden sollten, sagte Ulf zu Figge:

„Weißt Du was? Ich fand es absolut notwendig, eine blaue Draperie hinter meine Ebba Brahe zu setzen.“

„Meinetwegen,“ antwortete Figge. Er warf einen Blick auf Ulf's Bild, das eben über den Hof getragen wurde. Er erkannte es kaum wieder, so sehr war es seit den letzten Wochen verändert und verbessert.

Auch Figge ließ sein Bild in den großen Saal tragen. Dort trieben sich alle Kameraden beschäftigungslos umher, schaarten sich vor jeder neu ankommenden Arbeit zusammen und hatten ihre Kritik im voraus fertig. Und die Aussteller gingen Alle dort auf und nieder, nervös, bleich, abgearbeitet, und spitzten die Ohren, um Lob oder Tadel zu erlangen.

Alle waren froh, endlich ihre Arbeiten abgeliefert zu haben und nicht mehr an sie denken zu müssen, alle außer Figge, der nun bereute, die seine ausgestellt zu haben und in letzter Stunde an der halbtrockenen Farbe frakte, und mit den Fingern an seinen Draperien wischte. Na, freilich, die Medaille! Für so was die Medaille geben! Am Ende dieses Janauerstück noch kaufen!

Er wurde ernstlich böse, wenn jemand sein Bild lobte, was nun aber selten geschah.

Gericke begannen die Stunde zu machen; Gerüchte, denen aufänglich Niemand glaubte. Einige der Lehrer hätte gesagt, man würde dies Jahr über den Ausfall des Preises staunen. Man flüsterte, daß Ulf die Medaille erhalten würde. Von Figge wußte man nichts; da es jedoch eine bekannte Sache war, daß er viel besser malte als der Andere, so nahm es jeder für ausgemacht an, daß auch er, unbeschadet des Wertes der beiden Preisbilder, der Held des Festtages werden würde.

Mancke jedoch begann in aller Stille nachzudenken, wie sich das mit dem Mittagessen gestalten sollte.

So kam der vierzehnte Mai heraus, mit Wärme und schönem Wetter, das für den Abend, welcher das gesamme Corps draußen in Rada sehen sollte, alles Gute verkündete.

Im Schulzimmer sammelten sich die Gleben. Dort saß man zwischen verstaubten alten Gipsfiguren und ölgigen Lampen oder lag in den Fenstern und sah, wie die Professoren ankamen, wie sie beim Pfortner eintraten, um dort ihre Uniformen und Dreispitze anzulegen, in denen sie nicht über die

Staße gehen wollten, und wie sie dann, mit Degen und Orden, quer über den Hof wandelten. Da kam ein erfunderischer Fortschrittsmann auf den Erfall, dieweil man der Dinge von dort oben hatte, eine Generalprobe abzuhalten.

Er nahm mit ernster, feierlicher Miene auf dem Modellstische Platz, hielt die Einleitungsrede, rief daran „unsern berühmten Zeitgenossen“, Herrn Svante Ulf, vor, welchem eine kolossale königliche Medaille aus Kohlepapier zuvertheilt wurde, und Johann Herrn Figge Molin, welcher als Belohnung für seine außerordentliche und für das Vaterland so ehrenwolle künstlerische Thätigkeit ein Staatspendium von — fünfunddreißig Vere erhielt. „Kann der Herr fünfzehn Vere zurückgeben?“

Allgemeiner Jubel. Da segelte der Schuldiener mit seiner Messingplatte auf dem Magen herein und bat die Herren, eine Treppe höher zu steigen in das Allerheiligste der Kunst.

Zum großen Saale saßen Mitglieder und Professoren im Lehnsstühlen, Stuhlschmeide und Gönner dahinter auf gewöhnlichen Stühlen und die Eleven auf Holzbänken. Diejenigen, welche vorbereitet waren, hervortreten und irgendwelche Auszeichnung in Empfang zu nehmen, trugen schwarzen Frack, die Andern hatten weißes Halstuch und kurzen Leibrock, die Linke schwarzes Halstuch. Die äußerste Linke hielt sich hübsch versteckt. Die Sonne schien durch das Dachfenster herab auf Kreisbilder, auf kostbare Goldrahmen, frischgeschnitten Leinwand und glotzenrüttende Köpfe.

Die Verkündung wurde als eröffnet erklärt.

Eine Rede über die Wirksamkeit der Akademie, die sich als überaus großartig darstellte; Lebensgeschichte von in diesem Jahre verstorbenen Mitgliedern, von Künstlern, die einmal zu Erwartungen berechtigt, die Medaille bekommen und sich einen Namen gemacht hatten, und die die Welt längst für tot hielt, da Niemand mehr von ihnen sprach. Ein Beitrag über anständige Kunst, ein gesalzenes und geprägtes Nugent über die Kunstwerthen dieses Jahres.

Nun sollte die Preisvertheilung beginnen. Die Eleven erwachten, reckten die Hälse und spiegelten die Ohren.

Der Sekretär stand auf.

Die Akademie hat folgenden Eleven Belohnungen zu vertheilen.

Weiter als ein Bild richtete sich auf Figge. Er war bleich und schielte nach den Bänken der Dame hinüber, wo unter den anderen ein goldfarbiges Haupt eingelangt.

Für das Preisthema in Figurenmalerei: „Satan und Eeba Brøde“ — an Svante Ulf: die königliche Medaille.

Der Preisgeehrte stand auf, trat mit seiner gesamten selbstsicherer Haltung zum Thüre vor, erhielt die Medaille, stieß sie in die Rechten, verbeugte sich nach drei, vier Seiten und ging auf einen Platz zurück.

„Sieht kommt Figge's fünfunddreißig Vere,“ riefte ein Unbekannter.

Au! Lars Eric Molin ein Pendium von hundert Vere.

Kohlepapille. Einige rückten Figge in die Höhe, und er stürzte mit langen Schritten zum Thüre hin, so er ein paar endlose Schritte machen möchte, bis man das trügerige Concert habe.

Er hatte die Abfahrt gehabt, es auf den Tisch zurückzubringen und ohne dieses gesamme Trüngeld eines Reges zu geben, aber der Schatzmeister einen zwingenden Schneider und an sein Preissalden, den ein zweihundert Kronen gefüllt, vertraute ihm, bis zu verfügen und anzugeben, was er bekam.

Er kam an seinen Platz zurück. Niemand grüßte ihn, wie man auf den anderen mit fünfzig oder sechzig Kronen gratulirte.

„Hier etwas auf alles, um die Schläfstunde zu machen.“ Figge hörte nicht viel. Nachdem hiermit das Geschäft abgeschlossen war, lag es dem Schatzmeister auch ob, die jüngste abgeschafften und die Jugend zu beschützen. Für Figge stand auf dies zu einem kleinen Wissenswert. Der letzten Professorin Dou-

für ihre Mühe — Jugend — Fleiß — Kompositionsschule — Leon Bonnat's Portraits — etwas von engländischen Reisen zur Urzeit — südlicher Einfluss — hoher Naturalismus — Blas für Freskomalerei.

Die Sonnenstrahlen spielten auf Figge's Bild, die Farben leuchteten und wärmeten in heiterer Lebensfreude. Daneben hing auf dem Ehrenplatz Ulf's gewissenhaft durchgearbeitete Leinwand.

Die Feierlichkeit war zu Ende. Ulf's Medaille machte die Freude und wurde betrachtet, sein Bild ward mit einem Bettel versehen, welcher verkündete, daß es preisgekrönt sei. Sogleich waren Kunstsfreunde da und kauften um den Rahmenpreis Studien von ihm, und er selbst hatte sich nur fortwährend umzudrehen, alle ausgestreckten Hände zu drücken, Glückwünsche entgegenzunehmen mit wiederholtem „Danke, Herr Professor! Danke, Bruder! Danke, Fräulein! Danke, Du!“ an alle Welt, deren Mittelpunkt er vorläufig geworden.

Figge stand allein, bis Manne ihm unterm Arme fasste und ihn bat, bei einem einfachen Mittagessen蹲zen in Nada sein Gast zu sein. Er habe die Weinliste zusammengestellt, und er habe fünfzig Kronen Trüngeld für einen weißen Büdel bekommen.

Aber Figge hörte ihn nicht an, sondern schlich sich hinaus. Im Vorhause hielt ihn Dina auf, blendend schön in ihrer schwarzen Seide mit Spangen und Blumen.

Sie ergriß heftig seine Hand.

„Berzeichen Sie mir!“ sagte sie leise, ohne ihn anzusehen.

Und so ging er ohne Zweck und Ziel auf entlegenen Straßen, die Hände in den Taschen, mit finsterner Miene und abwärts zeigenden Schnurrbartenden und dachte an seine Hoffnung, die zunächst geworden, und wie er das ganze Frühjahr verloren, und an sein altes Mütterlein drunter in Schonen, die so sicher erwartete, daß ihr Lars — für sie hieß er nicht Figge — die Medaille bekommen würde. Für sie war es am allerwärtigen. Es war nicht angenehm, es der alten Frau zu schreiben. Er hoffte nur, eine derart beschaffene Feder aufzutreiben, daß sie seinen Brief nicht werde lesen können. Denn schreiben mügte er nun. „Nächstes Mal mehr,“ hatte er versprochen.

Er prüffte sein altes Lied:

„Abes, mein schönes Haar,
Das all' mein' Bierte warl
Komme wie 'ne Heg' mir vo — o —
Grindem ich dich verlo — o —“

So war er lange Zeit umher gewandert. Als er zurückkam, ward er von jemand angehalten, der ihm wünschte, daß ein Herr oben sei, der mit ihm sprechen wolle.

Ein Mäzen, dachte Figge. Er richtete sich in die Höhe, drehte den Schnurrbart auf und wandte sich noch oben.

Zur Ausstellungslöse wimmelte es jetzt von Menschenmassen. Es war ein solches Gewühl, daß man sich kaum umdrehen konnte, und die Sonne brachte heraus.

Dort wandelten unter den Anderen drei Zeitungsreporter. Der Eine schrieb, Herr Molin's Bild zeige von allen angestellten Arbeiten die größte Begabung.

Der Zweite lobte Ulf väterlich und mit Wärme dorob, daß er die Medaille erhalten, bedachte Jene, die „Trüngelde“ bekommen, mit einem wohlwollenden Borte und überging Diejenigen, die ungern geschieben und keine Anmauerung zu verzeichnen hatten, mit Klitschweigen.

Der Dritte lächelte, es fehle Herrn Molin's Bild fächerlich nicht an Verdiensten, allein es sei ein bedeutender Unterschied, daß seine Farbe im Grunde genommen recht stark an das Colorit in Herrn Ulf's weitgekümmert Gemälde erinnere.

VII.

In Nada's Salons hatte die Fröhlichkeit ihren Höhepunkt erreicht. Die Lustseligkeit am Ufer waren gedenkt, unten plätschernd die Wellen, wilde, hohe Dinge haben sich aus dem See und Wogen singen

in den Birken, die noch kaum auszuschlagen begonnen hatten. Die Jugend spielte im Freien, warf drumtum am Strand Steine in's Wasser, schwamm Regel, spielte „Drei Mann hoch“, promenirte auf den Waldwegen bis zu den Mühlen hinauf oder kletterte bergan; das Quartett sang „Ja, wir lieben“ und „Die Quelle sprang“, man schrie und war froh und sorglos.

Ulf, der sehr aufgeräumt war, benutzte seinen neuen Hut als Regenschirm, hielt Reden über Freundschaft und über verflossene Tage, nahm den Eltern gegenüber einen überlegenen Ton an wie ein alter Onkel, neckte sich mit den Mädchen und spazierte mit Dina am Arme einher, mit Dina, die natürlich ganz stolz darüber war, von dem Helden des Tages ausgezeichnet zu werden.

Er hatte seine Medaille in der Brusttasche und zeigte sie oft, ward aber zornig, als Manne vorschlug, „Kopf und Adler“ mit ihr zu spielen.

Die Sonne hatte sich hinter Storckla versetzt, und das schimmernde Spiel der blendend reichen Farben, welche den Abendhimmel bedeckt und sich im Wasser gespiegelt, ging in einen gleichmäßig grauen, ruhigen Ton über.

Es hatte zu dämmern begonnen, und man versammelte sich im großen Saale des Gaslhuses.

Da erscholl von der Treppe her lebhaftes, regelloses Geschrei, das das Dach zu heben schien, und herein trug man Figge, auf einem Dutzend Arme hoch erhoben — Figge selbst in Hut und Überrock. Man jubelte und schrie vor froher Überraschung, und alle Damen klatschten in die Hände.

„Was sollte ich thun?“ sagte Figge, nachdem er auf den Fußboden herabgekommen war und die Begeisterung sich gelegt hatte. „Es war so öde, allein in der Stadt umherzugehen. Ich fuhr Euch nach; ich wollte mit dem Corps beisammen sein.“

Nun war es Figge, der umringt, emporgehoben, umarmt wurde.

Man lachte. Die Herren waren in ihrem Eifer, die Damen zu bedienen, einander um, und zwischen dem Tisch und Ding war eine ununterbrochene Reihe Dienstbeflissener, die sie mit allem Epharen versahen. Doch das war sie gewohnt.

Man hielt die übliche Ansprache an den Medailleur des Tages — wie Niemand ihm den gewonnenen Erfolg missgönne und man sich der Hoffnung hingabe, daß er, obwohl er nun den kameradschaftlichen Preis verließ, doch vielmals z. z. z.

Alle stießen mit dem Preisgewinner an. Zuletzt kam Figge.

„Dein Wohl!“

Ulf hielt eine Rede und dankte den Kameraden. Dann ward er immer begeisterter und sprach von der Kunst und von der Zukunft. Es war nichts Egoistisches in seinen Ansichten — voran die Kunst — und erreicht man auch sein Ziel nicht, so hätte man doch das Beste gewollt, das Höchste angestrebt.

Figge sah Svante unter'm Arm und führte ihn auf den Balkon hinaus. Es war kühl. Draußen der See, rundum Bäken, drinnen Gelächter und Frohsinn.

Diesmal war es Ulf, der begann.

„Bist Du böse auf mich, Figge?“

„Nein! Das solltest Du doch wissen. Du hast Glück gehabt und ich Nech. Das war's nicht, vorüber ich mit Dir sprechen wollte.“

Ulf legte freundlich seine Hände auf die Schultern des Kameraden.

„Siehst Du, Figge, ich weiß recht wohl, daß ich die Medaille nicht verdiente. Ich weiß am besten, wie sehr es mir schmeichelt, daß Ihr, die Ihr wieder in die Anstalt zurückkehrt, mich noch zu den Kameraden rechnet, wie es mich röhrt, daß Ihr mich weiterhin als Euren Kameraden betrachten wollt.“

„Ja, ja,“ stimmte Figge ein, während er sich aus Ulf's Armen, die ihn drückten, befreite.

Draußen im Saal wurde es eine Minute still, Stühle wurden zurückgeschoben, ein kräftiger Anschlag erscholl auf dem Piano und eine starke Frankensteinsuite hub an.

„All mein Denken bist du worden...“

(Fortsetzung folgt.)

Laus Eß und Ges Zink.

Filder aus der deutschen Agrargeschichte
von A. Demmer.

(aus.)

Das römische Recht hat auch hier den Sykopten gute Dienste geleistet. Einiger seiner mecklenburgischen Theoretiker, der Sohn des Kanzlers Husamus, ging gleich auf's Ganze mit seiner 1590 erschienenen lateinischen „Abhandlung über die Sklaverei oder eigenen Leute, worin die Rechte sowohl der alten, wie der heutigen Sklaverei kurz und deutlich zusammengefaßt werden“. Ausgehend von der Erwagung, daß durch das Christenthum die alte auf der Kriegsgefangenschaft beruhende Sklaverei beseitigt worden sei, stellt er als etwas Selbstverständliches hin die Behauptung, daß kein geordnetes Staatswesen ohne etwas der antiken Sklaverei Ähnliches bestehen könne, und setzt sich also mit halsbrecherischem Logischem Saltomortale vor: „Daher werden wir sprechen über diese Sklaverei unseres Zeitalters und Vaterlandes, die jetzt besteht.“ Dies vorweggenommene Resultat sucht Husamus nun nachträglich aus den neuerdings verwickelten Rechtsverhältnissen der mecklenburgischen Bauern herauszustellen. Unnötig zu sagen, daß ihm dies nach Wunsch gelingt, und daß also aus seiner Theorie ein praktischer Jurist gleichen Kalibers und Ursprungslandes, Gothaum, alsbald die Anwendung ziehen konnte, die Thatache, daß Jemand Bauer sei, genüge zum Beweis seiner Leibeigenschaft.

Ganz so leicht, wie diesen Rittern vom Geiste auf dem Papier, fiel es den Rittern vom Misthaufen auf der politischen Schaubühne doch nicht, dem Bauer seine anerkannten und wohlbekannten Rechte abzugewähren, ihn zum vogelfreien Sklaven zu degradieren. Gewiß leisteten für den edlen Zweck jene juristischen Elowenkunststücke gute Dienste, zumindest sich die Obotritenjunker baldigst das unmittelbare Verwechslungsspiel leisteten, austatt Husamus Sohn Husamus Vater für den Urheber der Sklavereilehre auszugeben, die Leibeigenschaft als durch einen leibhaftigen Kanzler unabstreitbar festgestelltes Gewohnheitsrecht im Anspruch zu nehmen. Aber es waren doch Widerstände zu überwinden. Gelegentlich mahnte die mecklenburgischen Herzöge, wenn nicht das weite Gewissen, so doch das eigene fürstliche Interesse: die bedingungslose Überantwortung von Laut Eß an Ges Zink mußte den Landesherren in militärischer und finanzieller Hinsicht schädigen; da der Junker dann nach Belieben Bauernstellen einziehen konnte, mußte dies tatsächlich den Adel zum alleinigen Landesherren machen. Sudeß die Stände, d. h. die in ihnen dominirende Ritterschaft, hielten die Herzöge mutentümbar fest an der Stricke einer erdrückenden Schuldenlast. So kam denn im Jahre 1621 ein prächtiges Schachergeschäft zu Stande. Die Stände übernahmen eine Million Thaler der fürrstlichen Schulden. Um diesen Indasslohn gestand der Herzog den Junkern ein unbedingtes Legerecht zur auf Begehren des Gutsherrn mußte der Bauer die ihm eingeräumten (1) Rechte wieder abtreten und wurde überhaupt nicht im Besitz einer Erbgerechtigkeit anerkannt.

Nun war es für die Junker ein Kinderspiel, dem Entrichtungswert den Schlüssstein einzusezen, indem die Leibeigenschaft mit allen Konsequenzen, d. h. mit einem unzweidimensionigeren Wort die nackte Sklaverei im Husamus'schen Stut, gesetzlich etabliert wurde: es geschah dies in landesherrlichen Verordnungen von 1633, 1646, 1654 und 1660. Die gesetzliche Fesselung des Leibeigenen an seinen adeligen Peiniger war für die Sklavenhalter zunächst wichtiger, als das Recht des Legens. Wir sind im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges, der Mecklenburg saß immer mitnahm, als beinahe irgend ein anderes deutsches Land, ihm mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung kostete. Bei der vollen Anarchie, die Tagesordnung war, konnte der Adel zahllose „müssen“, ihre bisherigen Inhaber durch das Schwert bestimmte Husen zu seinen Bändereien schlagen, ohne das Legen zu benötigen. Es fehlte den Junkern

nicht an Land, sondern zunächst an Arbeitskräften, und man begreift, daß sie ihre Herrenrechte über die Leibeigenen rücksichtslos ausnutzen, daß auch vor dem wenigen nicht gesetzlich Erlaubten, nämlich der öffentlichen Versteigerung von Sklaven, nicht zurückgescheut wurde.

War also zunächst für die Obotriteneden die wichtigste Errungenschaft die, daß sie die Bauern an Händen und Füßen gefesselt hatten und mit der Heftigkeit des Sklavenhalters zur Zwangsarbeit nöthigten; die Zeit war nicht fern, wo auch der Umstand, daß die Bauern nicht an die Scholle, sondern an die Person des Zwingherren gebunden waren, wo das Legerecht ihnen trefflich zu statthen kam. Mit dem 18. Jahrhundert hielt von Holstein her das neue Feldsystem der Koppelswirtschaft seinen Einzug und wurde von den mecklenburgischen Junkern als äußerst rentabel im Lauf der Zeit allenthalben adoptirt. Dies System aber bedarf, wie bekannt, riesiger, zusammenhängender Bodenstückchen. Mit ihm vertrugen sich also nicht die zahllosen Parzellen der Bauern, die mit dem direkten Besitz der Junker in der althergebrachten Gemeinschaft sich befanden. Hier mußte folglich Wandel geschaffen werden. Von Glück konnte man unter den obwaltenen Umständen der Bauer sagen, wenn der Junker ihn blos missigte, d. h. die bisherigen Ackerbeete der Leibeigenen zum unmittelbaren Gutsareal schlug und die Bauern auf minderwertige und kleinere Landstücke verpflanzte. In der Mehrzahl der Fälle nämlich — und auf die Dauer wurde das die Regel — legte man den Bauer ab, d. h. er wurde Gutstagelöhner, der blos ein bisschen Gartenland bei seiner Hütte innehatte.

Dieser Prozeß vollzog sich nun im Verlauf des 18. Jahrhunderts und soweit in's 19. hinein, bis es im Großen nichts mehr einzuhemmen gab. Die Fürsten versuchten wohl auch in dieser Beziehung wider den Stachel der Junkerherrschaft zu löcken: die erste Hälfte des 18. Jahrhunderis ist überhaupt für Mecklenburg eine beständige Balgerei zwischen Herzögen und Ständen gewesen. Der Kampf endigte aber mit dem vollen Siege der Junker in dem Rostocker Erbvergleich vom 18. April 1755, der aus dem Laufe, nach einem Ausdruck seines besten Geschichtsschreibers, ein „äußerlich verbundenes Aggregat zahlreicher Rittergüter“ mache. Man kann sich also denken, was der Erbvergleich zu Gunsten der Bauern that: er verbot nur das Legen ganzer Dörfer durch den Adel, dagegen sollte es den Herren unbekommen bleiben, „den Bauern von einem Ort zum anderen zu ziehen und dessen Ackerwerk zum Hofacker zu nehmen.“ Aber auch an jede Einschränkung des Legerechts kehrte sich der Adel nicht im Mindesten. Binnen einem Vierteljahrhundert nach dem Erbvergleich hatte er schon wieder 49 ganze Dörfer gelegt, so daß der Schweriner Herzog in einem Brief an Kaiser Joseph vom 31. Dezember 1782 prophezeite: „Wenn dieses also fortginge, so würde es etwa in zweihundert Jahren geschehen sein, daß in denjenigen Theile meiner Laude, woran Ritter und Landschaft Eigentum haben, kein einziges Dorf und keine Bauernschaft sich mehr befände.“ Der gute Mann hat das Tempo der adligen Ausrottungspolitik beträchtlich unterschätzt. Denn im Jahre 1849 erwies es sich, daß von 12545 rittershaftlichen Bauernstellen, die zwei Jahrhunderte zuvor noch existirt hatten, nur mehr 1213 vorhanden waren. In Mecklenburg-Strelitz gab es 1798 noch 139 Bauern und 16 Ritter: 1856 waren es blos mehr 42 bezw. 5.

Lehrigens noch etwas außer jener Bestimmung des Erbvergleichs hat die mecklenburgische Landesgesetzgebung in vornapoleonischer Zeit als natürlicher Vermund des Bauern für ihn gethan. Unter demindruck ihrer angenehmen Erfahrungen mit dem Legen engros waren die Bauern zu dem verzeihlichen Irrthum gelangt, daß selbst Russland im Vergleich zur Heimat ein gelobtes Land sei, und schüttelten also zahlreich den wäldernden Staub von den Schnüren, wenn sie welche hatten, um der Moskowitzerei auf Schleichwegen zuzustreben. Das charakterisierte sich nun freilich durch die erleichterten Be-

stimmungen über die Leibeigenschaft ohne Weiteres als frevelhafte Auflehnung gegen die gottgewollte Ordnung, aber die herzogliche Staatsweisheit hielt es doch für zweckmäßig, durch besondere mit den schönsten Strafandrohungen gespickte Verbote wider den haarräubenden Rufzug einzuschreiten, weil sonst, wie es in einer diesbezüglichen Verordnung vom 22. Juni 1763 heißt, „eine Entvölkerung Unseres ohnehin von Menschen sehr entblößten Landes und die Zugrinderichtung aller Landbegüterten“ zu erwarten stehe.

Kurz und gut, als das 18. Jahrhundert zur Miete ging, stellten die ländlichen Zustände Mecklenburgs ein komplettes Idyll dar, und man kann sich also nicht wundern, daß ein Landeskind, Johann Heinrich Voß, sie zu einem solchen verarbeitet hat. Wer freilich von seinem Gedicht „Die Leibeigenen“ (erschienen 1800) eine romantische Verherrlichung des Junkerregiments erhofft, wird sich in seinen Erwartungen bitterlich getäuscht finden; denn der Hörerüberseher war ein ganz ruppiger Demokrat. Man wird sich also lieber an den immerhin konservativen Reichsfreiherrn vom Stein um Kunstkunst über die Vorzüge des Obotriteulandes gegen 1800 wenden. Allerdings muß gleich vorausbeherrschend werden, daß seine dem Jahre 1802 angehörenden Bemerkungen für adlige Ohren und Augen auch nicht gerade ein besonderer Schmaus sein dürften: „Ich wanderte Mecklenburg in seiner ganzen Länge seipärts durch. Das Neuhärt des Landes mißfiel mir so sehr, als das uebhige, nördliche Klimat, große Uferschlüren, wovon ein ansehnlicher Theil zur Weide und Brache liegt, äußerst wenig Menschen, die ganze arbeitende Klasse unter dem Druck der Leibeigenschaft, jene Flächen einzelnen selten gut gebauten Höfen belegen, mit einem Worte, eine Einsamkeit, eine tote Stille, ein Mangel von Leben und Thätigkeit über das Ganze verbreitet, die mich sehr niedergedrückt und verstimmt. Die Wohnung des mecklenburgischen Edelmanns, der seine Bauern legt, statt ihren Zustand zu verbessern, kommt mir vor wie die Höhle eines Raubthieres, das Alles um sich verödet und sich mit der Stille des Grabs umgibt.“

Bereits wurden auch in Mecklenburg selber einflußreiche Stimmen laut, die Aufhebung der Leibeigenschaft und überhaupt Regelung der häuerlichen Verhältnisse forderten — im eigensten Interesse der Junker forderten. Denn die edlen Herren hatten auch hier, wo doch Alles nach ihrer Pfeife tanzte, standesgemäßigerweise den Buckel voll Schulden. Als ein geeignetes Mittel, ihrer ledig zu werden, empfahl der mecklenburgische Kameralist Zimmermann 1804 den Junkern seiner Heimat Reformen, die das Gros der Bevölkerung frei und damit ihre Arbeit ertragreicher machen würden. Er wies mit schlagenden Gründen nach, wie außerordentlich sich Mecklenburgs Wohlstand heben würde, wenn man die bisherigen Leibeigenen zu Erbpächtern mache: „Über 200 000 seiner Einwohner ... sind ein beständiges Spiel der Willkür und der Lanne der Besitzer der ihnen zur Miete überlassenen Häuser und Gärten. Ein großer Theil ihrer geistigen, körperlichen und Geldkräfte schlummert auch im natürlichen Zustand der Ruhe und Trägheit und ist mithin für den Staat als nicht existirend zu betrachten. Wie unendlich viel würde nicht Mecklenburg an Kultur, Wohlstand und innerer Glückseligkeit, ja selbst an Sicherheit gewinnen, wenn man diese große Masse von schlafenden Kräften aufwachte und in Thätigkeit versetze. Wenn man sich dies Alles recht lebhaft vorstellt und dagegen sieht, daß zu diesem Behuf nicht nur garnichts geschieht, sondern daß man hin und wieder sogar die wenigen noch vorhandenen kleinen, eigenthümlichen Besitzungen auszurotten und mit dem großen Kameral-eigentum zu konolidiren sucht, so wird es schwer, den Ausbruch der inneren Empfindungen, welche dabei rege werden, zu unterdrücken.“

So achtungswidrig ausgedrückt, mußten diese Gedanken natürlich von den harten Schädeln der Obotritenjunker wirkungslos abprallen. Sie waren auch noch nicht so weit gelangt, einzusehen, daß ihr eigenes Interesse die Aufgabe ethischer Herrenrechte zweckmäßig erscheinen lassen könnte, als die Regierung 1808 mit

dem Vorschlag an sie herantraf, die Leibeigenschaft aufzuheben. Stillschweigend gingen die Stände darüber zur Tagessordnung über. Erst die harten Thatsachen der weiteren ökonomischen Entwicklung packten ihnen ein wenig Logik ein. Die schwere Agrarkrise seit 1818 zog auch Mecklenburg schwer in Misereidenschaft, und in ihrer Not wurde die verschuldete Ritterschaft endlich dem restenden Gedanken zugänglich, die Leibeigenschaft fallen zu lassen, was denn auch 1820 geschah. Man kann sich denken, wie das gesetzgebende Machwerk aussah. Die Bauern bekamen dadurch zwar das Recht des Abzugs, aber keineswegs die nothwendige Ergänzung, bestehend in einem Recht auf beliebige Niederlassung im Lande. Abgesehen davon, daß durch diese Einschränkung die Freizügigkeit so ziemlich illusorisch gemacht wurde, erhielten die Bauern zweitens nichts als die nackte Freiheit: von Regulierung der ländlichen Besitzverhältnisse auch nur in allerabschließendsten Sinnen, geschweige von Rückgängigmachung des Jahrhunderte laugen Murechts der Legungen, war nicht die Rede. Außert dessen wurde der Junker der Verpflichtung entledigt, die ihm zur Zeit der Leibeigenschaft obgelegen hatte, für arbeitsunfähige und alterschwache Tagelöhner zu sorgen. Bei Lichte befiehen, kam dennoch die ganze mecklenburgische Bauerabstreitung auf nichts Anderes heraus, als daß die Expropriation der Landbevölkerung durch sie vollständig gemacht wurde, während der Junker von seinen Slavenhalterrechten bloß das opferte, was ihm selbst nachtheilig war. Heißt ein Geschäft!

"Ohne Besitz", meinte der mecklenburgische Schriftsteller Raabe 1848, "und ohne eine auch nur mögliche Anprüche jüherer Tagelöhnerordnung sind jene zu Arbeitsthieren herabgewürdigten Menschen ganz in die Hände ihrer Herren gegeben, und der Missbrauch, welchen diese mit der Gewalt treiben, welche die Umstände ihnen über ihre Nebenmenschen verliehen haben, deren Vorfahren denselben Boden als zugetraute, wohlhabende Bauern bewohnt haben, jendet seine Grenze nur in der Furcht vor der zuweilen eindringenden Regierung und vor der offenen Empörung der zur Verzweiflung getriebenen Tagelöhner." Das "tolle Jahr" brachte ja nun selbst im Lande des Dänenkopfs die Puppen zum Tanzen. In Schwerin tagte eine konstituierende Versammlung, die zwar eine liberale Verfassung für die Landbevölkerung aber weiter nichts zu Stande brachte, als daß post festum das Legen verboten wurde. So das Feind so am Schwanz umgezerrt wurde, konnte es den Jägern nicht fehlen: 1850 erkannte Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Zusammenwirken mit dem König von Hannover als Schiedsrichter zwischen Großherzog und Rittergost zu Friedenthal dahin, daß die altenmündigen Stände in ihr historisches Recht wieder einzutreten seien. Ihre Wiedereinführung in die alte Herrlichkeit seierte die Ritterschaft, indem sie plausibel das Legerecht aufzog (17. Novbr. 1851). Schließlich haben die Edelsten und Besen des Oberlausitzer Landes durch seine Verknüpfung mit dem Norddeutschen Bund mit den einen Schatzes erlebt, daß ihren Slaven die volle Freizügigkeit und damit die Möglichkeit wurde, aus dem Diensthause zu laufen; im Zeuge des Namens, den sie von ihren erlaubten Arbeit übernommen hatten, und sie bis heute unangefochten gehalten. Das geht ihnen den Künftigen Seite an Seite mit dem preußischen Junker mit dem Socialismus, mit dem sie ebenso belojet sind, das Recht ihrer Bauerfreimöglichkeit endlich zu lassen. Der mecklenburgische Tagelöhner freilich versteht die Bedienste Künftige und kommt mit plebeijchem Hindernis für die unerlässlichen Geister.

Es könnte schien, als sei hier das kleine Oberlausitz mit unverhältnismäßiger Zusätzlichkeit bezeichnet worden. Aber es rechtfertigt sich dies durch die Erwähnung, daß unerlässlich sonst kein reiner gesetzliche Rost so angelegt und angehoben sei, wie hier ist, wo er jetzt einem halben Jahrhundert steht, ohne Erwähnung von Mittelschichten regiert. Damit soll jedoch natürlich durchaus nicht gesagt werden, daß die Verhältnisse der Jäger auf keinen Nachgründen beruht. Die

gesichtlichen Thatsachen sprechen zu laut von dem Gegenheil.

Genau aus dem gleichen Holz, wie die mecklenburgische Ritterschaft, waren von jeher die preußischen Junker geschustzt, und darum ist auch ihre gegenwärtige Bauernfreimöglichkeit genau so zu betrachten. Wenn sie beweisen wollen, daß sie keine Wölfe im Schafspelz sind, so mögen sie, außtatt neue Raubzüge auf die Taschen des deutschen Volkes zu unternehmen, den alten Mann freiwillig herausgeben. Dann würde ihnen die Nation gewiß gerne ihre ursprünglichen sechs Hufen pro Familie schuldfrei neu übertragen oder sie auch auf Wunsch mit einer anständigen Pension in den verdienten Ruhestand versetzen. Auf die rennähnliche Rückerstattung würden wir freilich lange warten können: bis zu dem griechischen Kalender oder — auf gut Deutsch — bis zum St. Nimmerleinstage. Für die Abrechnung mit dem Junkerthum gelten ganz besonders die berühmten Worte von Marx: "Die Verwandlung des auf eigener Arbeit der Individuen beruhenden, zerstückelten Privateigentums in kapitalistisches ist natürlich ein Prozeß, ungleich mehr langwierig, hart und schwierig, als die Verwandlung des thätiglich bereits auf gesellschaftlichen Produktionsbetrieb beruhenden kapitalistischen Eigentums in gesellschaftliches. Dort handelt es sich um die Expropriation der Volksmasse durch wenige Usurpatoren; hier handelt es sich um die Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse." Wenn Tausch Eß und Kotter-Drei gegen Sechzehn zusammengehen, so werden sie das Spiel gewinnen, ohne die gewaltsamen Mittel von 1525 nötig zu haben und ohne den jämmerlichen Ausgang von 1525 befürchten zu müssen. Das Ergebnis wird dann für Ostelbien nicht eine Renaissange der kleibäuerlichen Milerei sein können, sondern eine Rückkehr zu dem an unserer Geschichtsschwelle stehenden Gemeineigenthum sein müssen: natürlich nicht in den abgestorbenen Formen des uralten Kommunismus, sondern umgesetzt nach den technischen und ökonomischen Bedingungen, nach den Voraussetzungen der gesellschaftlichen Entwicklung. Eine solche Politik stellt, um mit Marx zu predchen, "nicht das Privateigentum wieder her, wohl aber das individuelle Eigentum auf Grundlage der Errungenchaft der kapitalistischen Ära: der Kooperation und des Gemeinbesitzes der Erde und der durch die Arbeit selbst produzierten Produktionsmittel". Da ist denn ebenso wenig wie für Sechzehn Platz für die Klasse, deren Heiligkeit und Unmöglichkeit dem deutschen Volk den Alb des Junkerthums auf der Brust hat liegen lassen. Tausch Eß und Kotter-Drei, Bauer und Arbeiter, aber werden in Frieden das Leben genießen, wie es ein blümlicher Dichter schon des 13. Jahrhunderts mit prophetischem Blick gesehnt hat. In seinem Gedicht "Wassere dich, Martin!" (1235) sagt Jakob von Maerlaut unter Hinweis auf den Sachsenpiegel (mit geben das alte Niederdeutsch in Prosa): "Martin, das deutsche Recht erzählt, daß den unrechten Gewalt Eigentum ist kommen" und fügt fort: "Zwei Worte gibt es in der Welt: das ist das leidige Mein und Dein. Könnte man die vertreiben, Friede und Eintracht blieben erhalten. Es wären Alle frei, Niemand eigen, Männer und Weiber, es wären geweihtes Eigentum Ernte und Wein."

Der Stein in der Kulturgeschichte.

Von Bruno Sommer.

II. Der Stein als Denkmal.

Die verschaffte Ökonomie verdrängt den Stein allmälig aus dem Gebiete der Wirtschaft — eine weit bedeutsamere Stellung nimmt er aber in der Keltezeit und heute auf einem anderen ein; er wird zum Erinnerungszeichen, Denkmal. Hier spielen die religiösen Vorstellungen eine Hauptrolle. Die Religion ist an sich weder etwas übernatürliches noch überhaupt Wunderbares, auch sie ist auf

ihrer niedrigsten Stufe, in ihren Anfängen, genau beobachtbar, sogar bis in ihre höchsten Entwicklungen, nur eine Einrichtung der Lebensfürsorge. Die ersten Götter sind Stammsgötter (Vorfahre, Fürsten) und Familiengötter (Ahnengeister), ihr Name (das ist wörtlich: Verpflegung) hat den Zweck, nicht einen „zweiten Tod“ sterben zu lassen, den man sieht vorans, daß sie ihre Angehörigen, wie im Leben, so nun auch als Geister, schützen werden gegen die Angriffe der vielen anderen Geister, mit denen der Mensch nicht verwandt ist. Wesen und Zweck des Kultes spricht kurz und klar das uralte vierfache Gebot aus: Verpflege (die Seelen von) Vater und Mutter, damit es Dir wohlgehe und Du lange lebe auf Erden.

Zu einer rechten Verpflegung gehört aber nicht nur Essen und Trinken (Opfer), sondern auch die Erweiterung jener Ehren, die man den Betreffenden auch bei Lebzeiten gezollt hat. Opfer und Bezeichnungen nimmt man an den Orten vor, wo man die Seelen der Abgeschiedenen aufhältlich denkt — an den Gräbern. Hält der Mensch etwas auf eine anständige Wohnung, dann will auch der Todte eine solche haben, darum stattete man auch die Gräber in einer auffallenden Weise aus; in der Zeit man gelnder Kunstfertigkeit einfach durch große Erd- und Steinaufhäufungen. Je bedeutender der Todte, desto bedeutender waren jene. Wo das Material dagegen vorhanden war, stellte man aber noch — gerade wie heute, nur wußte man noch, was man that, heute weiß man es nicht mehr — neben das Grab einen Pfahl oder einen extragroßen Stein als Sitz für die Seele, damit sie von dort aus alle ihre Ehren auch genießen könne. Dieser Grundgedanke der Religion ist heute nicht nur noch bei den sogenannten wilden Völkerschäften erhalten und zu beobachten, sondern auch das große Kulturst Volk der Chinesen hängt ihn noch ganz unverfälscht an.

An einigen Orten und unbewohnten Gegenden wuchsen sich solche Grabstätten zu größeren Tempelplätzen aus, die Geister erhielten Gesellschaft, und die Kelten (Geisterjäger), die sogenannten Denkmale, mehrten sich, es entstanden Gruppen solcher. Und weil der diesen Veranstaltungen zu Grunde liegende Gedankengang ein der ganzen Menschheit gemeinsamer ist, deshalb finden sich derartige große Steine (Megalithe) und Gruppen solcher als „Alterthümer“ in der ganzen Welt, wo nur eben Steine zur Verfügung stehen. In einigen Gegenden sind sie seltener, ganz fehlen sie nirgends. Weil sie in den vorkeltischen Völkern bewohnten Gegenden zuerst außerordentlich beobachtet wurden und daselbst auch in ganz auffallender Häufigkeit vorkommen, bedient sich die archäologische Wissenschaft auch ihrer keltischen Namen und unterscheidet Steine (Lechs), Säulen (Menhire; keltisch: lech, men: Stein, hir: lang) sowie Steinkreise (Cromlechs, engl.: Kreis).

Mit der Behandlung der großen Steinblöcke auf diese Art bekannt geworden, kamen die alten Völker, während sie selber in Hütten und Gräben wohnten von denen uns nichts erhalten blieb, endlich auch dahin, ihren Todten statt der bloßen Steinhaufen oder Erdgräber aus Steinen feste Wohnungen zu bauen, die sogenannten Steinhusen oder Steinische, Dolmen (dau: Tisch, men: Stein).

Die Dolmen bestehen in der Regel aus vier oder mehr Seitensteinen, nebst einem Deckstein, so daß ein ganz geschlossener Raum entstand, in dem der Todte nebst allerhand Grabbeigaben: Waffen, Schmuck, Gebrauchsgegenstände, niedergelegt wurde. Auch letzte man die Dolmen oft so ineinander, daß große Gänge entstanden, in denen fünfzig und mehr Todte beigelegt gefunden wurden, das Volk kann diese Wohlthäten Riesenmäben.

Dolmen sind in ganz Europa stark verbreitet ebenso in Kleinasien, Griechenland, Palästina und Indien, ungeheure Mengen weist Nordafrika auf. Zehn viele besitzt die Bretagne, die ja hente noch fast rein keltische Bewohner hat. Unbekannt sind die Gräber nur in spät kultivierten Waldgebirgsgegenden. Ein Theil der Dolmen, besonders die tiefen, steile Gräber mit steilen Wänden und Utrienfelder in unwirtshafter

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“

Nr. 35

Für den Annoncenheft der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich. Alleinige Inseraten-Ausnahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro gesetzte Monoparelle-Zeile oder deren Raum Mk. 1,25.

1902

Echt silberne

Remontoir-Uhren, garantirt gutes Werk, 6 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichstempel, 2 echte Goldränder, Emaille-Gitterblatt, Umt. 10,50. Dieselbe mit 2 echt silbernen Kapiteln, 10 Rubis Mk. 13.

Schlechte Waare führe ich nicht. Meine sämmtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2 jährige Schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postentgeltung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren, Goldwaaren. Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugsquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Saarwuchs

Reuwachsthum der Haare. Keine Kahlheit mehr. Das prachtvollste Kopfhaar von herrlicher Naturförm erzeugt einzig nur mein nach drst. Vorschr. bereites Saar-Kraftwasser. Natürlicher Kräuterhaarmährstoff. Bestes Saarlegemittel b. Saarausfall, Schuppen und Jucken der Kopfhaut, zur Erregung der Nerven. Macht das Saar dicht und schwer, wunderbar lang und weich. Stärkt mächtig die Saarwurzeln, erweckt das Saar zu neuem Leben und bewirkt vollen, kräftigen Saarwuchs. Das Beste bei schwach entwickeltem, dünnen Haar der Kinder. Tgl. Anmerkungen über sicherer Erfolg. Fl. III. 2. — (Nr. III. 250). Nur bei Otto Reidel, Berlin, Eisenbahnstr. 4.

Kaffee-Abschlag nur in Holland!

Holland. Compagnie für Java-Kaffee-Export Maastricht 303 (Holland) versendet Postkolli von 10 Pfund echten, garantiert feinsten, frisch gebrannten

Holland. Java-Kaffee geg. Nachnahme von Mk. 9 verzollt franko in's Haus. NB. In Deutschland ist der Ladenpreis für gleiche Qualität mindestens Mk. 1,40 pro Pfund!

Musikinstrumente.

Ziehharm., Mundharm., Accord-Gitarre und Concert-Zithern, Violinen, Ocarinas, Flöten, Gitarren, Tromm. u. Musikwerke etc. Kauf man billig und gut mit. Garant. bei Franz E. Glass, Untersachsenberg i. S. No. 5. — Katalog mit vielen Abbildungen gratis und franko. Viele Anerkennungen. Umtausch gestattet.

Billigste Bezugsquelle für

Cigarren

100 Stück
1. 100 Stück
2. 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
3. 2,60, 2,80, 2,90, 3.—
4. 3,20, 3,10, 3,60, 3,80
5. 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
6. 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
7. 6.—, 6,50, 7.—, 7,50
Büttchen von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedene Sorten von je 10 Stück derselben Wahl, stehen zu Diensten. Carl Stroubel, Dresden-A. Weltmeisterstrasse 13/14. Sei jeder Interessent den neuen Preis-Courant franco zugetragen.

Sei jeder Interessent den neuen Preis-Cour

Regentag im Gebirge. Nach einem Gemälde von Anton Braith.



entdeckt, so daß man diese als Begräbnisplätze für die Volksmasse, jene aber als gemeinsame Altäre beziehungsweise Kapellen anzusehen hat. Auch in der Vorzeit konnte, wie heute, nur der Reiche sich ein prunkvolles Grab leisten.

Die Hünengräber, die besonders in den Flachländern auftreten und sich von Deutschland über England bis in die asiatisch-mongolischen Länder hineinziehen, sind meist mit Erde um- und überschüttete Dolmen. In Skandinavien heißen sie mit einer uralten Bezeichnung *Kurgane* (sumerisch *kur*: Berg, ghan: Mutter), also wörtlich: Mutterberge — eine Erinnerung an jene, damals vielleicht noch nicht lange vergangenen Zeiten, wo noch die Mutter das Haupt der Familie war.

Bei allen diesen Bauten ist einst das abgehalten worden, was man heute Gottesdienst nennt, und nur wenn die Väter, denen sie gehörten, besiegt wurden, fortzogen oder ausstarben, blieben sie verlassen; doch wurde auch vielfach von den erobernden und nachtäufenden Völkern der Kult fortgesetzt, denn die dort beigelegten Toten galten doch immer als die Götter des Landes. So sind denn auch alle modernen Bibelausleger der Meinung, daß die alten Israeliten ihren unabstreitbaren Gräberkult ganz und gar von den Cananäern übernommen haben, sowie daß alle Erzbäder kanaanäische Gestalten, Götter dorflicher alter Heiligtümern sind. Heißt doch Abram wörtlich: Vater der (Groß-)Mutter, und Japhat (Jakob): Geist des (Groß-)Hügels.

Muthwillige Zerstörung alter Gräber ist dem Alterthum unbekannt. Wenn auch der Kult an ihnen angehört hat, so bleibt doch die Scham vor ihnen bestehen. Auch dienen solche, selbst heute noch, als Bezeugungen, besonders in der pfadlosen Steppe. Nur selten geht da ein Wanderer vorbei, ohne ein Steinchen dazu zu legen und ein Gebet zu sprechen; der ganz orthodox-mohammedanische Araber (es gibt vereinigt wenig) bringt zwar das billige Opfer, sagt aber dabei: Hinweg und frisch!

Auch hier ist die Geschichte der Juden eine geradezu einzige Quelle. Vielzahl werden in der Bibel Gräber erwähnt und die davon sich knüpfenden Legenden erzählt, so werden das Hochgrab und andere als Bezeugungen genannt. Das Buch Joshua ist geradezu deshalb geschrieben, um verschiedene bei den Israeliten in hohem Ansehen stehende Gräber als solche von heidnischen Fürsten oder Verbündeten oder als bloße Denkmäler an wichtige Ereignisse darzustellen. Es liegen uns hier also aus ungefähr dem fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung schriftliche Berichte über Vor kommen vor, die sich durchaus auch in der Christentum, im Centjahr 1000 bis 1500 Jahre später, genau so begaben, indem auch hier die alten heidnischen Gräber-Tempelplätze von den christlichen Söhnen in Verehrungsschreine, Tempelschulen, Missionsschulen und ähnliche katholische Orte verwandelt wurden. Wie aber die Kirche auch an wenigen dieser Orte sich selbst anpassierte, so lebte sie auch, besonders in Frankreich, auf manche Dolmen ein Kreuz und hincum einen Altar — die Kapelle war fertig.

Die Zeit der Errichtung der Dolmen ist natürlich in den verschiedenen Ländern verschieden — hing dies doch von der Kulturperiode der Bewohner ab — und wird auch verschieden geschätzt. Für Nord-europa hat man die Zeit der megalithischen Bauten in die Periode von 1500—1000 vor unserer Zeit gesetzt. Andere hingegen meinen, sie sollte viel früher. Unbezeichnbar Sicherheit wird sich in der Zukunft wohl hier niemals erzielen lassen.

Die langen Steine, Menhire, haben denselben Berichtungsbedarf wie die vorgenannten Bauten. Nachmal stehen sie allein, oft in Reihen vor Dolmen oder als Gräbersteine um dieselben. In ehemals hellenischen Ländern und in Indien stehen sie auch zweitens in großen Mengen auf kleinem Raum befestigt, so z. B. bei Barsas in der Britagune. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß wir es in der Mehrzahl direkt mit Grabmälern, teils aber mit Gräbern zu thun haben, denn auch vereinigte Steine, wie bezeugt ist, bis und wieder als Gräber und Werke eines besondre Verfassun-

nisse: Friedensschlüsse, Privatverträge, Grenzregulierungen &c. aufgerichtet sind, so wird hierbei auch immer ein Geist oder mehrere vorausgesetzt, unter dessen Rache die Verlehung der Vereinbarung gestellt ist. Diese religiöse Sicherung ist die Hauptrolle und nur ihretwegen merken und respektieren die sonst Respektlosen jene Vereinbarung. Grenzsteine sind bekanntlich überall „heilig“, und heute noch salben die unchristianischen Bewohner Syriens die dorfselbst von den Römern gelegten Meilensteine.

Es wird berichtet, daß in Frankreich und England bis zum neunten, in Schottland und Skandinavien bis zum dreizehnten Jahrhundert Menhire aufgerichtet wurden. Ein letzteren Lande heißen alle solche Steine, selbst wenn sie bloße Denkmäler sind, *Bautasteine*; *bauta*: *Bude*, Wohnung, ist aber im Altnordischen das Grab; *bod*, wobei germanisch, *pati*, *bhūta* Janusrit der Herr, der Geist — es ist eben ein Grab oder ein Denkstein garnicht ohne einen innenwohnenden Geist, dieser aber auch nicht gut ohne jenes vorzustellen.

Wo viele Menhirs beinander stehen, können wir dieselben also ganz ruhig als antike Friedhöfe betrachten, die als uralt heilige Orte oft lange Jahrhunderte und für weite Länderecken benutzt wurden. Wir könnten es unmehr, als bei solchen Gruppen oder einzelnen Steinen der Opferdienst in nichtchristlichen Ländern auch heute noch fortbewahrt — in den christlichen aber sehr schwer auszurichten gewesen ist. Auf dem europäischen Festlande wurden bis in die Zeiten Karls des Großen immer und immer wieder Verordnungen und Bannsätze gegen die Steinabteilung erlassen, in England selbst bis in's erste Jahrhundert. Heute sind diese Steine zum Theil zu Heiligen-, zum Theil zu Heiden-, Teufels- oder Hegensteinen geworden, auch auf den sogenannten Heidenschänzen, hochliegenden oder fühllich erhöhten uralt heiligen Plätzen, mögen einst wohl solche Steine gestanden haben. Viele derselben werden im Laufe der Zeit dem christlichen Humanismus oder, wenn ihre einstige Bedeutung vergessen war, dem Steinmangel zum Opfer gefallen sein.

Auch die alte Geschichte der Juden berichtet uns Interessantes von heiligen Steinen; es wird (Jos. 15, 6) vom Stein *Bahan's*, eines angeblichen Sohnes Ruben's, von dem sonst nirgends weiter die Rede ist (1. Sam. 4, 5 und 7), vom Stein *Ehejer* (1. Sam. 20, 19), vom Stein *Asel* und noch von anderen erzählt — es sollen Grenz- und Erinnerungssteine sein, sind aber wie ihre Namen verraten, alte Götenbilder. Denn *Bahan* ist eine uralte Gottheit, die schon in Altbabylonien und Altegypten als *Bahu*, im ersten Bibelkapitel als *Bohn*, im Zend als *Bogha* und im Slavischen als *Bog*, *Bog* auftritt. Die anderen beiden sind semitische Götter, vielleicht gar ein und derselbe. Weitschreites wird oft auf phönizischen Alterthümern erwähnt, beide biblische Steinnamen erscheinen verbunden in *ghas-asel*. Das ist aber jener böse Geist, dem am jüngsten großen Sühnstage ein *Bod* in die Wüste gesandt wurde (3. Mos. 16). Einen Stein errichtete Jakob infolge eines Träumes (1. Mos. 28 und 35), zollte ihn und nannte ihn *Ei* (Gott) von *Reichel*, Kapitel 49 heißt es auch einfach „Der Israelpfeil“, ein anderer in Sichem, der „El, Gottheit Israels“ hieß (33, 20) wurde gleichfalls auf Jakob zurückgeführt, desgleichen eine Steinplatte *Gilead* (31, 17). Was Alles von ihnen erzählt wird ist Legende; was die Kulturgeschichte einzigt interessant ist, daß diese alten Steinheiligtümer tatsächlich existierten und in Verehrung standen, wie Jeremia 2, 27 zeigt, noch in sehr späten Zeiten. Besond sich nach dem Talmud doch selbst im Allerheiligsten des judeo-synagogalischen Tempels ein eben solches: Steinplatte genannter Göte; der höheren Auschaltung galt er aber mit mehr als bloßes „Symbol“.

Die hohe Verehrung, in der manche Geister standen, liegt in den Zeiten vorgechristlicher Fertigkeit auch den Menschen wagen, an ihrem Denkmal ihr Bild anzubringen, man singt vor, die Götter zu rufen und zu bilden, und es ist eine auffallende Struktur von Sprache und Begriffen, wenn im

Deutschland ein Bild vom Maler und ein Denkmal vom Bildhauer angefertigt wird, jedenfalls hieß es, daß beide einst Identisches bezeichneten. Und versuchte sich zuerst an dem weicheren Holz. Solchen einfachen Gebilden, Pfählen mit roh geschnittenen Gesichtern und angesehnen „Armen“ und noch die Slavebekehrer in Deutschlands Norden berichten und die viel abgebildeten erschrecklichen Götzen der Polynester giebt es jetzt in Europa vielen Exemplaren zu sehen. Doch schon mehr als 6000 Jahre vor uns meisterten die ältesten Babylonier ihre Götter und Fürsten mit großer Erfertigkeit aus härtestem Stein (Gypsabguß: sumerischen Priesterfürsten Kunden steht jetzt in jeder größeren Alterthumsammlung), vor ihnen übernahm die Kunst die Egyptianer, sowie auf anderem Wege und mehrere Jahrtausende später die Griechen, die Kunst der Bildhauerei am höchsten entwickelt. Aber auch sie fingen sehr klein an mit ihren kleinen Säulen, die nur einfach mit einem Gesicht versehen waren wie die Holzgötter der Slaven. Vermischtes ist griechisch der Steinhanfen, Herma der Pfahl, Fels, der Grenz- und Mäststein, beides hat seine Namen vom Heros oder der Hera, dem Herrn und der Herren, dem Vater und der Mutter, mit einer Worte: den Vorfahren, die darunter begraben lagen. So sind auch die oft vorkommenden Säulen zu erklären, wonach die Menschen aus Steinen erschaffen seien. Die Steine waren ja eben die Eltern.

Auch unsere heutigen öffentlichen Denkmäler sind Geisterstätte bezw. Götzen; wir machen wenigstens solche noch aus ihnen in alter Weise, wenn es uns auch freilich nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Jedes Denkmal muß natürlich eingeweiht werden, aber eben diese Einweihung ist die Einführung des Geistes in dasselbe. Ohne Opfer und Gottesdienst (Kränze, Musik, Reden, Festessen) geht es darunter ab. Auch sprachlich ist „weihen“ und „heiligen“ dasselbe; jenes stammt von *wi*, *wik*, *wich*: (Grabstätte und Geist (Wicht)). Weil Weihe eine Einleitung ist, deshalb weiht man auch alles, was man unter den Schutz der Gottheit stellt, darunter wird auch der Priester geweiht, denn er soll auf solcher einen neuen, heiligen Geist bestehen.

Neben solcher Verehrung großer Steine, die auf Gottsche größerer Götter galten, konnte natürlich die Heilighaltung kleinerer, im Privatbesitz befindliche, die als Gottsche von Privat- und Familiengeiste angesehen wurden, einhergehen; kaum nach menschlicher Ansichtung doch ein Geist überall vorhanden wo es ihm gefällt. Daz es ihm gefiel, daß ihr halber Besitzer des Gottsche zu sorgen. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts besaßen die Bauern Norwegens Steine, die in der Hütte am Kreuzplätzen, jeden Donnerstag Abend mit Butter ob Fett beschworen und auf frisches Stroh gelegt, an Festtagen auch mit Bier gewaschen wurden. Der Donnerstag weist darauf hin, daß diese Steine Präsentanten Thors, des alten Gottes mit den Steinhammern waren. Eine Behandlung des Steinnes aber die, welche die Götzen in aller Welt, bei Regen wie Asiaten und Naturvölkern, erfahren. Jeder Stein ist zu solchem Zweck dienlich, wenigstens gefärbte oder gesetzte Steine, wohl den Vorzugsgegenstand. Meteorsteine, die man selbst habe vom Himmel fallen sehen, mutten natürlich stets werden und sich durch Jahrhunderte fortpflanzen; e folcher ist denn auch der berühmte schwarze Stein der Kraba zu Melka, das größte moslemische Heiligtum. Auch alte Steinwaffen, ererbte oder abgenommene (Erbsachen) waren als etische beliebt; in Ostasien haben heute noch besondere Jadesteine, die wir als Waffenmaterial schon entlernt, einen hohen Kredit. Auch auf dem Kapit zu Rom befand sich in alter Zeit ein Jupiter, genannter Steinsetisch, der zum Schwören benutzt wurde (die alten Deutschen benutzten Schwörstöcke oder Stange), und im Tempel zu Delphi zeigte man einen Zensstein, den man sich erklärte als jener Stein, den Kronos einst an Stelle des Beins, Windeln gewickelt, verschlungen habe. Natürlich ungefehrt die Geschichte erst entstanden, weil

in der späten hochkultivirten Zeit für den rätselhaftesten aber hochheiligen Stein einer Erklärung bedurfte; sie zeigt uns nebenbei, daß der Stein nicht mehr auf Stroh lag, sondern sauber bekleidet war.

Die Cromlechs oder Steinkreise sind, wie schon oben erwähnt, Tempelstätten alter Zeit und gleichfalls überall in der alten Welt vertreten. Viele Dolmen, auch Kurgane Russlands und der Tartarei sind von solchen, meist kleineren, umgeben. Nach einer älteren Statistik hatten von den 259 größeren Dolmen, die man im Königreiche Hannover zählte, 183 einfache oder doppelte Steinkreise. Die besterhaltenen und best bekannten dieser Heiligtümer stehen in England: das Stonehenge bei Bath und der Steinkreis bei Abury; beide sind oft beschrieben worden. In der Nähe des ersten hat man nicht weniger als 300 alte Gräber entdeckt, letzteres weist zwei große Prozessionsstraßen auf, sowie neben

anderen Stein- und Erbbauten auch einen gegen 177 Fuß hohen künstlichen Hügel; es giebt also den ältesten babylonischen Tempeln an. Großartigkeit nichts nach.

Auch betreffs dieser Bauten läßt uns die alte Geschichte Kangans nicht im Stiche und macht uns die toden Steine lebendig. Es giebt hente in Palästina mindestens vier Orte, die Ochotschilje oder ähnlich heißen, es ist dies die arabische Form des althebräischen Wortes Gilgal. Dies bedeutet wörtlich Kreis (gil), der Steinhaufen (gal); wir haben also hier denselben Steinkreis wie in aller Welt, nur lehrt uns der Name hier noch genauer, um was es sich im Wesen handelt. Denn gal heißt nicht nur Haufen, Grab, sondern auch: groß, mächtig, Dämon. Gilgal kann man auch übersetzen, als: Kreis der mächtigen Götter. Die alte Stelle Richter 3,19 spricht deshalb auch ganz richtig von

den Gözenbildern am Gilgal des Jordantales. Ein anderes Gilgal liegt halbwegs zwischen Jerusalem und Samaren; es wird dasjenige sein, auf dem Saul zum König gewählt wurde, und über dessen Gözendienst sich noch der Prophet Hosea ereifert. Leider wissen wir garnichts Näheres darüber. Die spätere Geschichtserzählung, die so schönen Gözendienst von den Vorfahren wegwaschen wollte, hat natürlich auch aus diesen Göttern „Abenden“ gemacht und erzählt vom Jordangilgal die Geschichte Josua 3 und 4, sogar doppelt, weil das besser hält. Der Leser braucht sich garnicht zu wundern, daß die zwölf Steine einmal auf dem rechten Jordanufer (4,20) und einmal mitten im Jordan (4,9) aufgerichtet werden, denn die Priesterlegende hat es mit Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nicht genau genommen. Aber nicht nur wo Menschen schwärmen — auch wo sie liegen, da reden zu uns oft die Steine. —

Die Ausgestossenen.

Novelle von Jacob Hilditsch. Autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

So waren denn Priem-Peter und Bertha Halbverstochter ohne allzu große Kosten richtig getraute Eheleute.

Peter verlor seinen alten Spitznamen Priem-Peter und wurde der „Berg-Peter“ genannt; übrigens nannte man ihn fast nie ohne die Frau. Der „Berg-Peter“ und die „Berg-Berthe“ hieß es, da sie immer beisammen waren.

Wovon sie lebten, wußte Niemand; freilich hatte Peter bisweilen Arbeit auf den Höfen, aber das kam nicht oft vor, und den Lohn kannte man ja, der war nicht so, um was bei Seite zu legen.

Uebrigens plagten sie Beide sich ständig da oben auf dem Berge. Fast jeden Tag konnte man sie Steine wälzen, Haidekraut ausreißen und den Sandboden mit ihren großen Händen umgraben sehen; sie wollten sich einen nutzbaren Acker roden, aber davon konnten sie doch nicht leben, denn Niemand bezahlte dafür.

Aber Peter und Bertha verrichteten getrost ihre Arbeit. Bertha wollte ein Gärtchen haben und Peter ein Kartoffelfeld, und so leisteten sie Beide Fabelhaftes. Peter griff fest mit seinen langen Armen zu und Bertha spannte ihren breiten Rücken an, und dann hoben sie den Stein, wenn er noch so groß war.

Peter kannte den Priem und sog daran und lachte dazwischen und Bertha sang, wenn solch ein großer Griff gehabt werden sollte. Loste sich dann der Stein und rollte den Abhang hinab, warf sie das rothe Haar von der Stirn zurück, stellte beide Hände in die Seiten und sah ihm nach.

„Wir kriegen ihn doch, Peter!“ Und Peter lachte und spuckte ihm nach.

„Psui über Dich, müßtest auch dran! Half Dir nicht.“

So verlebten sie ihre Flitterwochen.

* * *

Der Herbst kam, und man wurde ängstlich auf den kleinen Höfen in der Gemeinde; denn es war ein schlechtes Jahr mit weniger Heu als jemals, und das Korn war entweder halbreif oder verfaulst.

Wenn die Männer unter sich waren, sprach man nur von dem schlechten Jahr und fragte ratlos, was man thun sollte. Heu war um keinen Preis zu kaufen, und wenn man, so schmerzvoll es auch war, das Bier schlachtete, war fast nichts für das Fleisch zu bekommen.

Die sorgenvollen Gesichter der Hofbesitzer fanden ihren Biedermeier auf denen der Häusler; sie hatten keine Aussicht, auch nur solch ein Heubäschchen einzubringen, als für eine einzige Kuh und ein paar Stück Kleinvieh nötig war; und die Jungen, die Vater und Mutter Abends miteinander davon reden hören, schlichen sich hinaus, legten den Kopf an die Kuh, oder schlossen die Arme um das Schaf und flüsterten: „O Du arme Füllerrot! Du armer, fleiner Kruiswoll! Für Nech könne wir kein Heu zum Winter kriegen!“

Der einzige Platz, wo man sich keine Sorgen um den Winter zu machen schien, war oben auf dem Berge bei Peter und Bertha; sie hatten für kein Bier zu sorgen, sich über kein faulendes Korn zu ärgern.

Für Peter konnte ruhig Hungersnoth eintreten, ohne daß es ihm was mache; er hatte für Lebensmittel über den Winter hinaus gesorgt.

Er hatte ein Faß eingefasste Heringe hinter

der Thür stehen, und er meinte, daß sie damit unglaublich lange auskommen würden.

Er hatte es sich vor der Hochzeit zusammen gespart; und Gott weiß, ob er geheimthatet hätte, wenn er das nicht gehabt.

Er blickte nach dem Heringsfaß hin, so oft er durch die Thür ging, lächelte bei dem Gedanken an all' die Anderen, die gewiß kein solches Fäßchen hatten, und meinte, er wäre ein sehr vorsorglicher Mann.

Während des Herbstes verdiente er ab und zu ein wenig Geld, um Nüthen und Fallen aufzustellen und Unerhähne zu fangen. Die Vögel verkauftet er am Sonnabend in der Stadt, und am Abend trauften er und Bertha ein Gläschen.

Aber Bertha, die gewohnt war, mit Peter jede Arbeit, überhaupt Alles mit ihm in gleiche Theile zu theilen, meinte, der Vogelfang wäre ein guter Einfall, und damit ging sie auch in den Wald und setzte Fanggeräthe auf, gerade wie Peter.

Alles ging gut, und Peter hatte nichts dagegen einzubwenden; sie schlugen ihre Ausbente zusammen, zogen zur Stadt und verkaufsten sie gemeinsam.

Als dann aber einer der Waldbesitzer „die Berg-Berthe“ wegen ungesetzlichen Vogelfangs anzeigte und die Folge davon Verladung und Strafe war, wurde Peter wütend und schwor mit einem Faustschlag, daß er nichts davon wissen wollte, daß sie sich so in Alles mischen müßte. Hätte er sie vielleicht gebeten, Vögel zu fangen?

Wie kam sie dazu? Ein Frauenzimmer! Müßte sie wie Mamselte in den Wald auf Vogeljagd? Da konnte sie nun sehen, wohin das führte, sie würde nun wohl lernen, sich in Acht zu nehmen!

Bertha bat um Verzeihung. „Ich ment' et ja so gut, Peter!“ war Alles, was sie sagte, und sie schluchzte und weinte bitterlich, als Peter die Strafe mit vielen blanken Markstückchen bezahlen mußte.

„Wenn Du 'n ander Mal wedder so 'nen Streich machst, kannst du Strafe bei Wasser und Brot abfüge, denn ich betohl' mich mehr!“

Und Peter ging allein zum Dorf und betrunk sich. Aber Bertha saß den Abend dahin mit allerlei Gedanken. Ein Weilchen saß sie auf dem Herdrande mit den Händen im Schoß und dachte darüber nach, wie es gewesen wäre, wenn Peter bei einem ungesetzlichen Jagd erwischt worden wäre. Im nächsten Augenblick saß sie am Tisch mit tiefem Gesicht, eine Hand unter dem Kinn, und biß sich ungeduldig in die Fingerspitzen und blinzelte mit den Augen. Ob es nicht noch ging, das Geld zurück zu kriegen und die Strafe bei Wasser und Brot abzufügen? Sie hätte das sehr gern gehabt.

Als Peter heim kam, fragte sie ihn darnach. Er war sehr erstaunt, zog eine Flasche aus der Tasche und gab sie ihr.

„Trük, Weibchen, und quatsch' nich! Du kommt' st nichts dafür, aber 'n Frauenzimmer kann sich niemals so schärfere wie 'n Mamselte, macht dann

mit Verkehrtes und richtet Unheil an; deul' d'rav, Bertha!"

"Und Bertha krank und gelobte sich selbst, sie wollte sich in Acht nehmen und niemals mehr Unheil anrichten."

Als sie die Flasche fortsetzte, wünschte sie sich den Mund ab und gab Peter die rechte Hand.

"Ja, Du mußt schon vertiefe, Peter!"

Er hielt ein Weilchen ihre Hand in der seinen.

"Ja, Du kommst ja eigentlich nichts dafür."

* * *

Im Dorfe gingen Gerüchte, daß ein nachloses Leben oben auf dem Berge bei Peter und Bertha geführt würde; die Beiden wären wie Eins, sagte man, in Allem, was gottlos war, und die Flasche wäre ihr dritter Mann bei allen Gelegenheiten. Leute, die dort vorbei mußten, sagten, man könne niemals in den Samstagsnächten dort vorübergehen, ohne drinnen Gebrüll und Spektakel zu hören. Dergleichen wurde zum Vergerniß für die ganze Gemeinde und der Bauer vom Schluchthof bekam viele böse Worte zu hören, weil er dem Peter Baugrund gegeben und damit festen Fuß in der Gemeinde.

Schließlich entschloß er sich, hinabzugehen und nachzusehen, wie es da unten am Berge stand, und falls es sich so verhielt, Peter und Bertha den Kopf gerechtzusegen; aber er ging um das Haus herum, ohne sich hinein zu wagen. Nach einer Weile sah er Bertha zur Thür herauskommen, ging auf sie zu und nahm ein wenig die Mütze ab.

"Guten Tag, Bertha; es beginnt fast zu werden; aber wir können ja nicht erwarten, immer Sommer zu haben."

"Dat is wohr, Lars vom Schluchthof, der Sommer is to End' und et wird woll schlimm für jedet Hus hier werde; man muß froh sin, 'n Dach über'm Kopf to häwe!"

"Sehr richtig gesagt, Bertha; so dachte ich auch damals, als Peter hier den Baumplatz bekam!"

"So, dat war nett von Dir, Lars; willste nich mit 'rintkomme und seh'n, wie wir uns eingericht' häwe?"

Sie ging ihm voran in's Haus, und er folgte ihr nach. Er blieb mit der Mütze in der Hand stehen und sah sich um.

"Ja, Ihr habt Euch hier sehr nett eingerichtet; ist Peter nicht zu Hans?"

"Nei, Peter is nordwärts in'm Dorf; er hört', et sollt' dort oben Sägearbeit gäve und da ging er dorthin, um nachzuhören."

"Ja, was ich sagen wollte, Bertha," er drehte ihr den Rücken zu und sah zur Thür hinaus —

"damals, als ich Peter hier den Platz gab, dachte ich nicht, daß ich deshalb Unangenehmes zu hören bekommen würde; aber nun sagt das ganze Dorf, daß Du und Peter hier ein Leben führen, das gar zu arg sei; davon will ich nichts mehr hören! Du mußt Peter von mir grüßen und ihm sagen, entweder hört die Geschichte auf oder er muß aus dem Hause ziehen, wohin er mag."

Bertha blieb stehen und sah ihn an; sie stemmte beide Hände in die Hüften und hatte große Lust,

ihm zur Thür hinaus zu werfen. Dann ging gerade auf ihn los und sah ihn scharf in die Augen.

"So, Lars! Du gloobst also, Du kannst mich erschreden, weil der Peter nich to Hus is? Du willst d'n Platz wiederhäwe, Dir? Datt is n von Dich, Lars! So, Du! Du häbst gewiß bestellt, daß Du Peter einen Schein auf den Platz gegeben hast, oder nich?"

"Ah, werd' nicht zu großspurig, Bertha! Du weißt ganz gut, daß ich hier die Macht habe!"

"Draußen, ja, mein guter Lars; aber nich hinein, und dato bin ich wohl Mann genug, et Dir to beweise! — 'rut mit Dir, Lars, und zwar ich.'

Lars vom Schluchthof ging und erzählte Niemandem was ihm widerfahren war; er sagte nur, die "Bertha" wäre ein eigenes Frauenzimmer, dem man am besten aus dem Wege ginge.

Bertha freute sich darauf, dies Peter zu zählen, wenn er heim käme; und als er am Nachmittag wiederkam, platzte sie sogleich damit heraus:

"Na, nu sollste wat Merkwürd' ges hören, Peter! Der Lars vom Schluchthof war hier und schimpft uns Weede wegen allet Mögliche ut, und schließt drohte er, Gott helf' mir, uns d'n Baumplatz wedder fortzuhinie."

Peter lachte.

"So, Diewel, wie schood', datt ich nich to Hus is vor, sonst hätt' ic dat Schluchthof-Kerlchen gepackt und zum Fenster rutgeworfe, datt er den Baumplatz und Alles vergessen hätt' ... Aber wat that Du denn, Bertha?"

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

• • Sommernacht. • •

Sitze hier, im Schiff verborgen,
Still in meinem kleinen Boot;
Längst verblich der letzte schmale
Purpurstreifen Abendrot.

Ihre sternbetupften Flügel
Spannt die Nacht weit um mich her
Und des Tages grelle Töne
Quälen mich nicht mehr.

Alles ist so still geworden,
Was am Tage sich gemüht;
Drüben nur, vom dunklen Rabne,
Tönt ein schwermuthvolles Lied.

All' mein Denken, all' mein Wollen
Löst sich aus den Fesseln sacht
Und verschmilzt mit dieser vollen,
Großen, sternenhellen Nacht.

Wie Erquickung, rein und licht,
Wie ein Hauch ew'ger Lust
Drängt geheimnissvoll ein Leuchten
Hilf Schatten aus der Brust.

Und ich fühle, wie du mich,
Wetterliche Erde, tränkt,
Wie du meine Seele wieder
Zu den stillen Quellen lenkst.

Wunderbarlich, grosses Schweigen!
— Ach, das Wort ist tanb und blind! —
Lass mich ruh' an deinen Brüsten
Selig, wie die Kinder sind. —

Ernst Prezzing.

*

Regentag im Gefüge. Der Himmel ist mit Wolken, schwarzen Stoffen bedekt, der Wind spielt in tiefen, jungen Zweigen, doch nein die Baumkrone liegen und das Blattet auf und standt. Der ganze Tag hat es gemacht. Im Gange ging's. Gestalt hat es einen Augenblick angehört. Es liegt seit in der Zeit. In den Vorabenden kann es noch Sonne geben. — Das Jungfrisch drängt jetzt den Stoffe blößt: einmal

alle drei zusammen, daß and're Mal Eins nach dem Anderen. Baah, baah! Die drei sind ein pfiffiges Kleebatt, eines immer läppischer und unbeholfener als das andere. Mit den dichtbehaarten, plumpen Beinen stehen sie da, den Kopf mit den großen, gutmütig-dummten Augen weit vorgestreckt, blößen sie um die Wette. Die weichen, wie mit Pelz gefüllten Ohren schlagen hin und her. Es ist den Drei ungemeinlich zu Muthe, daß Eins, das die Glocke am Hals trägt, macht ein recht mißvergnügliches Gesicht.

Die beiden Hühner vor dem Stalle wissen auch nicht recht, was sie mit dem Wetter anfangen sollen. Draußen ist es ihnen zu naß und in den Stall hinein mögen sie auch nicht. Die Zeit für das Stallhocken wird noch früh genug kommen. Nur die Gänse haben ihre Freunde: du gibst's was zu patschen, zu schlappern und zu schmatzen.

*

Aus den letzten Tagen des hl. römischen Reichs. Ehe das romische Reich deutlicher Nation 1806 endgültig an Altersschwäche verschied, hatte es schon Jahrhunderte lang an Marasmus gebracht. Den letzten Stoß gab ihm der Reichsdeputationshauptschluß von 1803: das große Aufräumen mit den meisten der geistlichen und der kleinen weltlichen Potentaten. Den großen Reichstagen, die die Landvogteien der Reichsräte, Reichsgrafen usw. schlachten, war nicht recht wohl bei den Folgen, die von dem Abschluß gleich ihnen zu göttlichem Recht bestehender Gewalten für das Prinzip der Legitimität zu befürchten waren. Und sie leideten darum dazumal behufs ihrer Rechtfertigung eifrig in den tollen Zuständen von Düsseldorf a. L. und Krümmel i. L. herum. Dabei kamen dann erbäuerliche Soden heraus. Da wurde z. B. ein Protokoll der Ehren-Schönberg'schen Regierung vom 10. April 1802 an den Tag gesordert, wonach dermalen „ein Bogen Papier mehr auf der Kanzlei vorhanden und auch alle übrigen Schreibmaterialien gänzlich ermangelten, die Papierfabrikanten in heutiger Gegend aber so wenig, als die Schreibmaterialienhändler in Frankfurt, die Empfehlung auf Kredit verabfolgen ließen, weil die Kästen unechten Stoffe bis jetzt unberichtigt geblieben seien.“ Die hohe Behörde entstolz sich, mit einem „gänzlichen Stillstand der Gelehrte“ zu drohen, falls sie nicht zulegten das nötige Schreibmaterial geliefert würde; vorher aber hatten sich schon die Kartätschen selbst, weil sie es auch in den kleinen Rechtskästen zu einer Entscheidung bringen konnten, erboten, den Beitrag der bedürfenden Schreibmaterialien herzuholzen, wenn deren Mangel die fortwährende Wirtschaft des bisherigen Bezuges sein sollte. Zur selben Zeit kamte gegen einen Fürsten von Salzburg eine Untersuchung wegen falscher Banknoten,

die angefertigt zu haben, er beschuldigt war. Schon ein paar Jahrzehnte früher war der letzte Graf von Leiningen-Gantershain verhaftet und entsekt worden wegen „schrecklicher Gotteslästerung, attenuiert Mordes, Giftmischerei, Bigamie, Majestätsbeleidigung, Bedrückung seiner Untertanen und unerlaubter Mi-handlungen fremder, auch geistlicher Personen“. Der letzte Wild- und Rheingraf, Karl Magnus, ward eingesperrt wegen „der von ihm selbst eingefundene schändlichen Betrügereien, unverantwortlichen Missbrauches der landesherrlichen Gewalt und vielfach begangener, befohlener und zugelassener Fälschungen“. Solcher Fälle sind Legion; gegen die kleinen Sünder aus der Reichsritterschaft und dem Reichsgrafenstand wurde nämlich gelegentlich von Reichswegen ein geschritten, während man die großen mit guten Gründen laufen ließ. Die sittlichen Zustände unter dem christlichen Adel deutscher Nation müssen aber tatsächlich erhebend gewesen sein, denn schon im 17. Jahrhundert verabredete sich ein rittershaftlicher Kanton: „all' unordentlichen Lebens, als Fressen, Saufen, Durven und anderer Laster müßig zu gehn und sich fort eines ehrbaren Lebens zu beflecken, auch der übermäßigen Pracht bei ihren Weibern und Löchner, die es nunmehr den Fürsten gleich und zuvor thun wollen sich zu enthalten, endlich Siegel und Brief, Di u. Gläuben besser als bisher in Acht zu nehmen und niejo schlechlich in den Wind zu schlagen.“ Men kan sich also nicht wundern über die denktwürdige Stellung eines ritterschaftlichen Beamten aus den letzten Tagen des heiligen römischen Reiches: „Die jungen Herren zumal wenn sie das Unglück haben, ihre Väter z. itig zu verlieren, lernen die französische und englische Zuchtart kennen, verschwinden ihre Kräfte zu bald, halten den Ehestand nicht heilig und erzielen entred. keinen rechtmäßige oder nur eine schwächliche Nachkommen, welche von Generation zu Generation ansteigen und endlich gar verlöscht.“ Die Ahngalerie eines blauäugigen Edelsten und Besten dürfte also keiner recht gemüht aussehen, wenn man nicht die offizielle Lesart kennen lernte. —

Dichter gleichen Bären,
Die immer an eignen Pfoten zehren. —

Gedicht.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, S. 1, Bentzstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.